

Einwürfe

Klaus Weber

Wann ist (m)ein Kind normal? Oder: Wie Erziehungsratschläge Verwirrung stiften¹

In jener Stunde kamen die Jünger zu Jesus und fragten: Wer ist im Himmelreich der Größte? Da rief er ein Kind herbei, stellte es in ihre Mitte und sagte: Amen, das sage ich euch: Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.

(Evangelium nach Matthäus 18, Vers 1-3)

1. Einleitung

Um Erziehungsratschläge in schriftlicher Form in die Hand zu bekommen, habe ich mich gar nicht groß auf die Suche machen müssen. Allein innerhalb einer Woche konnte ich in meinem Postfach an der Hochschule Werbeprospekte von fünf Verlagen finden, die sich damit brüsten, Ratgeberliteratur für Eltern anzubieten. „So können Eltern gezielt helfen“, „Der sehnlichste Wunsch der Eltern: Ein Schnellprogramm“, „Das wichtigste Anliegen junger Eltern: sinnvolle Förderung“, „Das erfolgreiche Standardwerk, das jedes Elternpaar braucht“, „Ein Erste-Hilfe-Buch für erschöpfte Eltern“ und ähnliche Propagandafloskeln sollen uns dazu verführen, diese Bücher zu kaufen und uns ihre Ratschläge zu Herzen zu nehmen. Im Werbeprospekt des Ravensburger Verlags sind neben Empfehlungen, wie Kinder zu erziehen seien, Tips zum richtigen Heiraten bzw. zum Bauen von Bilderrahmen oder zum Arrangieren von Blumen in Blumenvasen zu finden.

Ich kann also feststellen, daß es – wenn man die Vielfalt und Quantität der Ratgeberliteratur in Beziehung setzt zum damit anscheinend einhergehenden Kompetenzverlust der Menschen – nicht mehr lange dauern wird, bis den von der Ratgeberindustrie als völlig verblödet imaginierten Leserinnen und Lesern Tips zum richtigen Sterben, zum richtigen Nasenbohren oder gar zum richtigen Umgang mit australischen Ureinwoh-

¹ Vortrag auf dem Symposium „Erziehen oder gemeinsam lernen? Pädagogische Alternativen einer Kritischen Psychologie in Zeiten gesellschaftlichen Wandels“ der Volkshochschule München.

nern – sollten sie scharenweise in unser Land einfallen – gegeben werden.

Einen Werbetext aus diesen Prospekten möchte ich ausführlicher darstellen:

Kinder sind von Natur aus schön und ok, doch erst mit der richtigen Erziehung werden sie zu einer wahren Pracht. In diesem Buch finden Sie interessante und ausgefallene Erziehungsideen für den Wohn- und Eßbereich, sowohl für den Alltag als auch für besondere Anlässe. Der Clou dabei: Auch ungeübte Eltern können die in Fallbeispielen vorgestellten Situationen ohne große Probleme leicht einüben. Die verwendeten Erziehungsmethoden sind kostengünstig und zusätzliche Anregungen können Sie in anderen Erziehungseinrichtungen, aber auch zu Hause finden.

Aufmerksame LeserInnen haben es vielleicht bemerkt. Ich habe einen Text verwendet, der im Original dazu dienen soll zu erklären, wie leicht es ist, Blumen zu arrangieren. Das Wort Blumen habe ich durch das Wort Kinder ersetzt, das Wort Arrangement durch Erziehung und das Wort Materialien durch Methoden. Allerdings – und das ist das eigentlich Interessante – unterscheidet sich der nun leicht veränderte Text kaum von denjenigen im selben Prospekt, die von Kindern handeln. Durch diese einfache Verschiebung komme ich zu folgenden ersten Erkenntnissen:

1. Es besteht eine enorme Diskrepanz zwischen der Einfachheit von Ratschlägen in Erziehungsfragen auf der einen Seite und der gleichzeitig behaupteten permanenten Überforderung von Eltern auf der anderen. Wenn es stimmt, daß einfache Tests, einfache Spiele, einfache Übungen schnell zum Erfolg führen, dann sind diejenigen Eltern, die überfordert sind, entweder zu dumm, um selbst auf solch einfache Ideen zu kommen, oder aber die Ratgeber behaupten etwas Falsches.
2. Die Ratgeber stellen Kinder als *Objekte* vor, die durch die Anwendung verschiedener Techniken und Methoden als behandelbar, verbesserbar oder reparierbar erscheinen. So heißt es, die Eltern könnten bei Problemen „leicht gegensteuern“, sie könnten selbst „sinnvolle Trainingsprogramme zusammenstellen“ und mit ihrem Kind „zu Hause täglich 20-30 Minuten arbeiten“, um bspw. eine Aufmerksamkeitsstörung zu mildern oder aber um eine „Störung anzupacken und zu überwinden“. Die Kinder, die man in den Buchtiteln *ADS-Kinder*, *Zappelphilipp* oder *Störenfrieda* nennt, tauchen in den Werbetexten lediglich als Objekte solcher Maßnahmen auf.
3. Die propagierten Techniken und Methoden zur *Entstörung* der Kinder orientieren sich an einem meist nicht offen ausgesprochenen Bild kindlicher *Normalität*, die quasi naturhaft vorgegeben ist. Dabei wird behauptet, es gebe „*natürliche*“ Phasen der körperlichen, geisti-

gen und seelischen Entwicklung“, die permanent gefährdet seien durch „mögliche Störungen“ der Kinder. Diese Störungen werden beim Namen genannt: 10-15% aller Kinder gelten als „hyperaktiv bzw. aufmerksamkeitsgestört“, 5-10% „leiden unter Lernstörungen“, unzählige Babys „schreien sehr häufig und scheinbar ohne Grund“.

4. Zuletzt kann man in den Werbetexten zur Ratgeberliteratur für Eltern erkennen, daß gesellschaftliche Zusammenhänge für die sogenannten Störungen der Kinder bzw. für die Vorgehensweisen der Erwachsenen keine Rolle spielen. So geht es zwar darum, daß Eltern verhindern sollen, daß das Kind frustrierende Schulerfahrungen macht, oder darum, wie Eltern in der Taschengeldpolitik durch „geldliche Zulagen die Schulmotivation von Jugendlichen unterstützen können“. In Frage gestellt wird jedoch an keiner Stelle, ob die Institution Schule selbst, die Form des schulischen Unterrichts, die Einteilung des Stundenplans ohne Beteiligung der SchülerInnen oder die Präsentation des Lehrstoffs durch den Lehrer ein Problem darstellen könnten, oder inwiefern die Werbestrategien von Mode- oder Handy-Industrie dazu beitragen, daß Kinder und Jugendliche sich in den letzten Jahren mehr und mehr verschulden. Ganz selbstverständlich wird in den Ratgebern von den politischen Entwicklungen abgesehen, die weltweit sowohl Arbeits- sowie Lebensweisen der Menschen und damit auch die kindliche Lebenswelt in einem rasantem Tempo verändern, so daß wir mit der Wahrnehmung und Erklärung dieser Veränderungen kaum nachkommen.

Aus den vier genannten Problembereichen, die sich schon bei einer ersten Betrachtung der Ratgeberliteratur zeigen, ergeben sich nun folgende Fragen:

- Wenn die Probleme und Störungen leicht zu lösen sind, wieso benötigen Eltern dann unzählige Hilfen dazu?
- Wieso finden sich in der Ratgeberliteratur die Standpunkte, die ein *Kind* bezüglich eines Problems einnehmen könnte, nicht wieder?
- Was ist ein normales Kind bzw. wodurch zeichnet sich eine normale kindliche Entwicklung aus, und ab wann gilt ein Verhalten als gestört?
- Wieso reden Ratgeber nie oder selten über die Probleme, die durch gesellschaftliche Verhältnisse, politische Entscheidungen oder institutionelle Vorgaben (wie z.B. die Organisation des Lernens in der Schule) entstehen, sondern immer nur von den individuellen Problemen und Störungen, die Kinder scheinbar haben und die von den Eltern gelöst werden müssen, wollen diese nicht als erziehungsunfähig gelten?

Die letzte Frage ist relativ leicht zu beantworten: Würde die Ratgeberliteratur die Komplexität des Zusammenhangs individueller Problemlagen und gesellschaftlicher Strukturen darstellen – was durchaus auch in verständlicher Sprache machbar ist –, dann würde schnell klar werden, daß eine einfache Lösung bei einer komplexen Problematik nicht möglich ist. Die marktschreierische Anpreisung von Heils- und Heilungsversprechen gegenüber den Eltern, die *mit* dem Kauf eines Ratgebers glauben sollen, ihr Problem schnell und sicher in den Griff zu bekommen, wäre nicht mehr möglich. Insofern ist die Ratgeberliteratur *die* Form, in der zwei Interessen zum Ausdruck kommen: Einerseits trägt Ratgeberliteratur zur Stabilisierung einer Ideologie bei, die den Menschen Lösungen verspricht, ohne gleichzeitig die Gründe ihrer Probleme zu nennen, oder anders gesagt: Ratgeber verschleiern, daß „die heute formal vorhandenen Entscheidungsspielräume faktisch z.T. stark eingeschränkt sind“ (Tretzel, 1993, S.11), während durch die gestiegenen Auswahlmöglichkeiten an Erziehungsmethoden auch die subjektiven Anforderungen an die Eltern gestiegen sind; andererseits geht es Verlagen und Buchhändlern schlicht darum, möglichst viel Profit aus dieser individuellen Verunsicherung von Eltern und Erziehern zu schlagen.

2. Wann ist ein Kind normal?

Wenden wir uns also der Frage zu, wann ein Kind normal ist und wann es als gestört bezeichnet wird. Im Alltagssprachlichen würden wir schlicht behaupten, *normal* ist ein Kind dann, wenn es so ist wie die Mehrheit der Kinder im selben Alter. Diese Definition wird den meisten aber zu primitiv sein. Ich habe deshalb in den gängigen Lehrbüchern der *Klinischen Psychologie*, die sich für individuelle Störungen zuständig fühlt, nachgeschlagen (vgl. Weber, 2001) und folgende Aussagen zur Frage der Normalität gefunden:

Bei Reinecker (1998), Verfasser eines der wichtigsten Lehrbücher der deutschsprachigen klinischen Psychologie, findet man die Problematik von Normalität und Abweichung erst gar nicht. Im Vorwort ist lediglich zu lesen, daß „im Mittelpunkt des Lehrbuchs ... einzelne Patienten mit ihren unterschiedlichen Problemen“ (VI) stünden; diese Probleme werden dann umgehend in „Störungen“ umbenannt, ohne daß auch nur ein Argument dafür geliefert würde, wie aus Problemen, die eine Person ja mit etwas oder jemandem hat, eine Störung wird, die in dieser Person selbst liegen soll. Derartige Kritik am Störungs-Konzept wird im Einleitungsbeitrag des Lehrbuchs damit abgetan, daß eine „Klassifikation psychischer Störungen durchaus den Menschen zugute“ (Möller, 1998, S.4) komme, weil ja erst die Feststellung von Störungen die Grundlage für eine adäquate Theorie und Therapie dieser Störungen liefern könne. Etwas einfacher ausgedrückt, ist dies schnell als Zirkelschluß entlarvt: „Wir müssen behaupten, daß die Störungen in den KlientInnen liegen,

weil wir sonst keine psychologische Theorie über gestörte Menschen entwickeln könnten.‘ Als Beispiel dafür, wie nützlich die Klassifikation psychischer Störungen für die Menschen sei, weist der Beitrag darauf hin, daß „bei schizophrenen Psychosen Neuroleptika indiziert sind“ (ebd.), wohingegen zur Behandlung der exogenen Depression Antidepressiva eingesetzt würden. Würde man nun aber solche psychischen Störungen verwechseln, könne dies durchaus tödliche Folgen für die KlientInnen haben.

Ich will diese Lehrbuch-Argumentation auf eine sogenannte „Störung“ übertragen, die seit ca. 20 Jahren in den USA und in der BRD Furore macht und die vorher als solche nicht bekannt war: das hyperkinetische Syndrom (HKS), auch Aufmerksamkeits-Defizit-Störung (ADS) genannt.

1. Nicht wenige Kinder verhalten sich auf eine Art und Weise, die den Erwachsenen und u.U. auch ihnen selbst Probleme bereitet: Sie sind nicht bei der Sache, wollen sich nicht mit dem beschäftigen, was die erwachsenen Lehrer oder Eltern wollen, sie sitzen nicht länger als 5 oder 10 Minuten auf ihrem Stuhl, und sie plappern, wie es ihnen einfällt. Das Lehrbuch „Klinische Psychologie“ empfiehlt uns nun als ersten Schritt, diese relativ uneinheitlichen Handlungen mit einem Etikett zu versehen, das den Störungsbegriff beinhaltet. Also nennen wir es Aufmerksamkeits-Defizit-Störung oder HKS, was meint, daß sich das Kind im Verhältnis zum normalen Kind zu viel und zu oft bewegt.
2. Als zweiten Schritt empfiehlt das Lehrbuch nun, eine Therapie zu finden, die gegen diese Störung eingesetzt werden kann, um sie „zu bekämpfen“ (ebd.). Historisch spielte sich die Suche nach einer Therapie jedoch etwas anders ab: Die komplexen Ursachen des eigenwilligen kindlichen Handelns waren noch nicht ansatzweise erforscht, da präsentierte vor mehr als 20 Jahren die US-amerikanische Pharmaindustrie bereits ein Therapeutikum gegen diese Störung: Es hieß *Ritalin* und sollte dazu führen, daß Kinder, sobald sie dieses Therapeutikum schlucken, sich so verhalten wie es Erwachsenen angenehm ist. Die so therapierten Kinder sind vielleicht nicht allzu aufmerksam und wirken manchmal sogar eher abwesend, aber die diagnostizierte Störung ist nach Ritalin-Einnahme auf alle Fälle nicht mehr vorhanden.
3. Wie wir aus dem Lehrbuch erfahren haben, kommen sowohl die Diagnose als auch die Therapie „durchaus dem Menschen zugute“. Würde man nämlich die Störung des Kindes nicht als Hyperaktivität erkennen, sondern sie beispielsweise mit einer kindlichen Depression verwechseln und das Kind aus diesem Grund eine Überdosis *Ta-*

vor schlucken lassen, könnte es wegen dieser falschen Diagnose sterben.²

Soweit zur Argumentationsweise aus der akademischen klinischen Psychologie über den Sinn, Störungen als Störungen zu bezeichnen. Eine Antwort darauf, was normal ist und was nicht, kann uns dieses Lehrbuch nicht geben. Es teilt uns aber wenigstens mit, daß wir unsere Kinder problemlos dem psychologischen Fachmann übereignen können, anstatt sie aus Versehen mit der falschen Therapie zu töten.

Damit Sie nicht denken, mir gehe es hier darum, die deutschsprachige akademische Psychologie negativ darzustellen, habe ich ein weiteres Lehrbuch zur Hand genommen, um dort nachzusehen, ob darin erklärt wird, wann ein Kind bzw. ein Mensch als normal gilt und wann nicht. Urs Baumanns & Meinrad Perrez' Lehrbuch zur Klinischen Psychologie (1998) erwähnt tatsächlich die Problematik von Normalität und Abweichung, und es wird auch explizit darauf hingewiesen, daß *soziale Normen* gut seien für Gesellschaften, „um das Verhalten ihrer Mitglieder zu steuern und zu kontrollieren“ (Schulte, 1998, S.22). Allerdings könne man die sozialen Normen nicht als Grundlage nutzen, wenn es darum gehe, den Zustand einer Person als „nicht mehr normal“ zu bewerten. Dabei müßten vielmehr die *subjektiven Normen* zu Geltung kommen. Als subjektive Normen gelten nach Aussage dieses Lehrbuchs die je individuellen Möglichkeiten und Leistungsfähigkeiten des Individuums bzw. des Kindes. Therapie versuche deshalb, den für das Individuum normalen Zustand wiederherzustellen.³

² Gisela Ulmann hat mich darauf hingewiesen, daß es durchaus Kinder gibt, die über Tische und Bänke gehen und Erwachsenen und anderen Kindern enorm viel zumuten mit ihrem Verhalten. Daß ein organischer Hirnschaden einer von vielen Gründen sein kann, der dieses Verhalten mit beeinflußt, wie dies Corboz (1988) beschreibt, will ich nicht ausschließen. Interessant finde ich aber, daß in Corboz' Darstellung ebenso wie in Tölles Lehrbuch (1985) das beobachtete Verhalten von vielen solcher „POS-Kinder“ (psycho-organisches Syndrom) auf eine MCD (Minimale Cerebrale Dysfunktion) zurückgeführt wird. Eine MCD zeichnet sich aber vor allem dadurch aus, daß sie diagnostiziert werden kann, ohne „klinisch faßbare Schädigung des Gehirns“ (ebd., S.272); d.h. man kann sie eben *nicht* diagnostizieren, sondern nur behaupten. Ich bin davon überzeugt, daß der psychiatrische Blick hier nichts anderes tut, als die theoretisch ausgeschlossenen Verbindungen von individueller Lebenssituation der Kinder und ihren sozialen Lebenszusammenhängen im Kürzel MCD zusammenschnurren zu lassen, damit zumindest *eine* Diagnose vorzuweisen ist.

³ Auch das Lehrbuch von Bastine (1998) spricht neben sozialen und idealen Normen von „subjektiven Normen“. Diese „subjektive Norm“ wird jedoch nicht als subjektiv erlebte Beschränkung eigener Lern- und Handlungsmöglichkeiten definiert, sondern letztlich auf die soziale Norm bezogen: „Das subjektive Leiden

Ich überprüfe nun diesen für die klinische Psychologie im deutschen Sprachraum radikal-subjektiven Ansatz am Beispiel der bereits erwähnten *Hyperaktivität*: Wenn die je subjektive Einschätzung der Normalität von Kindern durch diese selbst die Grundlage dafür ist, eine Störung feststellen zu können, dann müssen bei der *Diagnose* einer Aufmerksamkeits-Defizit-Störung Kinder über sich selbst berichten, sie litten unter ihrer mangelnden Aufmerksamkeit, und es sei ihr größter Wunsch, ihre je individuelle Aufmerksamkeitsleistung zu erhöhen, ggf. mit der Hilfe eines Psychologen.⁴

Ich suche also im selben Lehrbuch im Kapitel über *Lernstörungen*, in dem sich u.a. die Aufmerksamkeits-Defizit-Störung verbirgt, nach den subjektiven Aussagen von Kindern über ihre Vorstellung von normaler Aufmerksamkeit, die sie erreichen wollen. Doch von Kindern und ihrem Leiden an mangelnder Aufmerksamkeit ist nichts zu lesen. Ganz im Gegenteil: Ein akademischer Psychologe schreibt über lerngestörte Kinder, ohne auch nur mit einer Silbe Rücksicht auf deren subjektive Befindlichkeit zu nehmen. Als diagnostisches Urteil über hyperaktive Kinder ist demgemäß zu lesen, sie seien dann als hyperaktiv und gestört zu beurteilen, wenn sie sich durch eine „erniedrigte Konditionierbarkeit“ (Lauth, 1998, S.620) und eine „schnelle Habituation“ (ebd., S.608) auszeichneten. Übersetzt in verständliches Deutsch bedeutet dies, daß diese sog. ADS-Kinder auf der einen Seite „zu wenig Angst vor einem Warnsignal für einen Elektroschock“ (ebd., S.620) oder aber auch zu wenig Angst vor elterlicher Strafandrohung haben und auf der anderen Seite ihre Verhaltensweisen sehr schnell ändern können. Therapeutisch sei dies aber leicht zu korrigieren, weil diese Kinder gut auf psychopharmakotherapeutische Medikation „ansprechen“ würden.

3. *Normal ist, was normal ist*

Die Regel, daß normal ist, was das je einzelne Kind als normal für sich selbst versteht, gilt allerdings nur, so lernen wir aus dem Lehrbuch, solange es keine Bekanntschaft mit Eltern, Lehrern und vor allem Psychologen macht. Und die Regel ist davon abhängig, welche Entdeckungen der Pharmaindustrie gerade am profitträchtigsten sind. Nicht ohne Grund

wird verstärkt durch die Befürchtung, von anderen als „gestört“ oder „krank“ wahrgenommen und dann gemieden zu werden“ (ebd., S.171). Die Frage, wie solche Ängste durch gesellschaftliche und institutionelle Nahelegungen erst entstehen, kann Bastine nicht denken. Vielmehr geht es ihm darum zu zeigen, daß eine tatsächliche Dysfunktionalität beim „gestörten“ Subjekt vorhanden ist, die „wissenschaftlich“, also durch „bewährte Ursache-Wirkungszusammenhänge“ (ebd., S.173), erklärt werden kann.

⁴ Vgl. zum Verhältnis von Normalitätserwartung und subjektiver Befindlichkeit auch Holzkamp (1980).

waren die Ritalin-Produzenten die ersten, die mit Hochglanzbroschüren ÄrztInnen, LehrerInnen und PsychologInnen in den USA darüber aufklärten, daß es eine neue kindliche Störung zu entdecken gebe, gegen die ein neues Wundermittel bereits bereitstehe: das HKS.

Im Gegensatz zu den untersuchten deutschen Lehrbüchern bieten die aus dem Amerikanischen übersetzten Standardwerke der Klinischen Psychologie von Comer (1995) und Davison & Neale (1998) relativ ehrliche Definitionen von Normalität an. Bereits in den jeweiligen Buchtiteln drückt sich dies aus: Beide heißen im amerikanischen Original "Abnormal Psychology" und beschäftigen sich mit abweichendem, „befremdlichem Verhalten“ (ebd., S.5) bzw. mit „gestörtem Verhalten“ (Comer, 1995, S.1). Da es aber nach übereinstimmender Meinung aller Autoren historisch unterschiedliche Abweichungsformen und Normalitätsstandards gegeben hat und gibt, orientiert man sich am besten danach, „was hier und heute als normal gilt“ (ebd., S.3), „was die Vorstellungen einer Gesellschaft über das, was angemessen und üblich ist, verletzt“ (ebd., S.4), was vom statistischen Mittelwert abweicht (Davison & Neale, 1998, S.7), was Normen verletzt oder anderen als „unerwartetes Verhalten“ (ebd., S.9) erscheint.

4. Funktionalität des Normalitätsdiskurses

Wir sehen also: In den Lehrbüchern derjenigen Wissenschaft, die behauptet, sich mit Normalität, Abweichungen und Störungen zu beschäftigen, finden wir weder eine klare Definition darüber, was normal sein soll, noch gibt es bei genauer Betrachtung einen Unterschied zwischen der alltagssprachlichen Verwendung des Normalitätsbegriffs und dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch. Nebenbei belegt dieser Befund die von Morus Markard am Beispiel des Einstellungskonzepts aufgestellte These, die Erkenntnisse akademischer Psychologie lägen knapp unter dem Niveau des Alltagsverständes (Markard, 1984). Wenn nun die alltagssprachliche Behauptung stimmt, ein normales Kind sei dasjenige, das so ist wie alle anderen in seinem Alter auch, dann ergeben sich für Eltern, Lehrer und Psychologen folgende Fragen:

1. Erwachsene stellen tagtäglich fest, daß jedes Kind in seiner Art zu denken, zu reden, zu fühlen und zu handeln sich von anderen Kinder genau so unterscheidet wie auch wir Erwachsene verschiedene Persönlichkeiten sind. Trotz dieser zum Teil großen Unterschiede zwischen uns, die ja nicht gerade dafür sprechen, daß wir normal im Sinne von durchschnittlich sind, gehen wir keineswegs davon aus, daß diese Ansammlung von Normabweichungen unnormal wäre. Wird dagegen über Kinder und ihr eigenwilliges Verhalten gesprochen, landen Eltern unverzüglich im Störungs- und Abweichungsdiskurs: „Kann sie schon laufen?“, „Hat er schon Zähne“, „Mit 8

Monaten fremdelt ein Kind halt“, „Sie wiegt genauso viel, wie es in der Tabelle steht“ usw. usf. Angesichts der heutzutage durch Eltern und Erzieher im Übermaß festgestellten kindlichen Störungen und der damit einhergehenden Maßnahmen, die zu deren Behebung unabdingbar sein sollen, stellt sich die Frage, ob es in früheren Zeiten weniger gestörte Kinder gab oder wie es sonst zu erklären ist, daß wir Erwachsenen, unsere Eltern und Großeltern überhaupt lebens-tüchtig werden konnten ohne Ratgeber, Elternzeitschriften, Kinder-normierungstabellen und Erziehungsberatungsstellen.

2. Die zweite Frage: Wieso gibt es angesichts der Unterschiedlichkeit und Vielfalt kindlicher Entwicklungen den scheinbar unausweichlichen Zwang feststellen zu müssen, daß (m)ein Kind *normal* im Sinne von *durchschnittlich* bzw. *mittelmäßig* ist? Und wie verhält sich diese Feststellung zu der ebenfalls zu konstatierenden Tatsache, daß wir Erwachsenen keinesfalls als „normal“ und durchschnittlich gelten wollen; vielmehr bestehen wir darauf, daß wir ein eigenes oder gar eigenwilliges, besonderes Leben führen und keinesfalls normiert und angepaßt seien.

Für die erste Frage danach, wieso es heute so erscheint, als könne man nur noch mit Hilfe von Ratgebern kochen, Blumen arrangieren oder Kinder erziehen, während diese Dinge früher irgendwie alle von alleine zu funktionieren schienen, findet sich keine einfache Antwort. Einerseits kann man es als Fortschritt bezeichnen, daß Kindheit und Jugend als Lebensphasen, die sich erst seit dem 17./18. Jahrhundert etabliert haben, dazu beitrugen, daß Kinderarbeit in Familie und Fabrik auf ein Minimum zurückging. Andererseits hängt die Entstehung von Kindheit als Lebensphase unweigerlich damit zusammen, daß die sich etablierende Industrie qualifizierte Arbeitskräfte benötigte, deren Arbeits- und Lebensweisen so entwickelt sein sollten, daß sie reibungslos und ohne Widersprechen in die industrielle Maschinerie eingepaßt und bei Bedarf von ihr ausgespuckt werden konnten. Welcher Ort zur Einübung dieser Tugenden eignet sich dazu besser als die *Familie*, in der die zukünftigen Arbeitskräfte erzogen werden? Damit der Staat als vermittelnde Instanz zwischen Bevölkerung und Wirtschaft das Erreichen dieser Erziehungsziele kontrollieren kann, wird die *Schule* als ergänzende bzw. dominierende Erziehungsinstitution immer wichtiger. Wenn in solchen Verhältnissen die Eltern durch die ökonomischen und staatlichen Zwangsverhältnisse wissen, wie die Kinder funktionieren müssen, sind Zweifel und Unsicherheiten bezüglich der Kindererziehung nicht sehr groß, Ratgeber mithin überflüssig. Der Staat fordert gehorsame Untertanen, und die Fabrikherren benötigen disziplinierte und arbeitswillige Individuen. Erziehung als bewußtes Engagement von Erwachsenen „für die freie Entfaltung der (Kinder) und die Schaffung entsprechender Bedingungen“ (Auerheimer, 1997, S.831) war unter diesen Verhältnissen kaum vorstell-

bar. Die Erziehungsziele und -methoden waren klar definiert und normiert, zudem waren sie durch die Klassenlagen der Familien meist eindeutig bestimmt. *Lernstörungen* von Kindern, sollte es sie überhaupt als solche gegeben haben, führten beispielsweise in Proletarierfamilien nicht zum Konsultieren eines Ratgebers oder gar eines Psychologen, sondern zur Einsicht in die Notwendigkeit, das Kind als dumme, ungelernete Arbeitskraft dem Markt zur Verfügung stellen zu müssen. Davon abgesehen hätte die Mehrzahl der Familien schlicht keine Zeit gehabt, Ratgeber zu Erziehungsfragen zu lesen. Und außerdem war die Nachfrage bei den inzwischen zu Großeltern gewordenen eigenen Eltern billiger und vertrauenserweckender als fremder Ratschlag. Immerhin wußte man von diesen, daß sie es so falsch mit der Erziehung nicht gemacht haben konnten. Etwas anders stellt sich dies für die bürgerliche Familie dar. Dort entstand im 18. Jahrhundert „eine von Ratgeberliteratur in Fragen der Ernährung, Erziehung, Hygiene, Moral regulierte Lebensweise der Hausfrauen ..., zentriert um die Ausdehnung ihrer Mutterpflichten“ (Haug, 2001, S.1202)

Nun zur Beantwortung der zweiten Frage nach dem Widerspruch zwischen dem elterlichen Bedürfnis nach normalen Kindern und deren gleichzeitigem Wunsch, selbst als *besondere* Menschen und nicht als Herde blökender Schafe wahrgenommen zu werden. Grundlage für diesen Widerspruch ist die nicht zu bestreitende Veränderung von Arbeits- und Lebensweisen, damit von Erziehungszielen und -methoden im neoliberalen Kapitalismus. Die Kompetenzen, die Kinder und Jugendliche für eine völlig veränderte Wirtschaftsformation auszubilden haben, sind einerseits vielfältiger und anspruchsvoller, andererseits aber (wie die Produktivkräfte auch) einem raschen Wandel unterworfen, der dazu führt, daß gestern geltende Erziehungsmaximen morgen schon wieder überflüssig und veraltet sein können. In dieser Situation, in der sich fast alles verändert, kann das (konservative) Beharren auf Normalität Sicherheit und Ruhe im Sturm geben. Doch der Normalitätsdiskurs ist selbst wiederum funktional für die Aufrechterhaltung der Ohnmachts- bzw. Machtverhältnisse, in denen sich Eltern und Erzieher gefangen sehen. Denn dieser *Normalitätsdiskurs* funktioniert so, daß wir uns ihm kaum entziehen können. Nehmen wir erneut das Beispiel *Hyperaktivität*:

Bei Herrn und Frau Müller ruft am frühen Abend die Lehrerin des in die erste Klasse gekommenen Sohnes Fritz an und teilt den Eltern mit, Fritz störe unentwegt den Unterricht durch Schwätzen mit den neben ihn sitzenden Kindern und durch Zwischenrufe, die nichts mit dem Unterrichtsstoff zu tun hätten. So wie sich Fritz verhalte, habe sie noch selten Kinder erlebt, das könne nicht normal sein. Sie sei schon über 20 Jahre Lehrerin und sei überrascht, daß den Eltern Fritz' Verhalten bisher noch nicht aufgefallen sei. Sie habe vor kurzem einen Fachartikel in einer Zeitschrift gelesen und vermute, Fritz sei eines derjenigen Kinder, die an einer Aufmerksamkeitsstörung

bzw. an Hyperaktivität leiden. Die Eltern sollten doch ein Gespräch beim Kinderarzt vereinbaren, um abzuklären, ob Fritz geholfen werden könne.

Was sollen Fritzens Eltern nun tun? Widersprechen sie der Lehrerin mit dem Hinweis darauf, daß es ja auch Ursachen im Schulalltag oder in der Fritz' Beziehung zur Lehrerin geben könne, die mit seinem Verhalten zu tun hätten, geraten sie als Verantwortliche für ihres Sohnes aufsässiges Verhalten ebenfalls ins Visier, nach dem Motto: „Kein Wunder, daß bei solchen Eltern ein gestörtes Kind herauskommt“. Stimmen sie der Lehrerin zu, liefern sie ihren Sohn ungefragt den ideologischen Mächten sowie den Professionen des Normalisierungs- und Störungsdiskurses, also Psychologen und Kinderärzten, aus. Angenommen, die Eltern sind mit Fritz, so wie er ist, einverstanden, dann können sie es in Bezug auf die *Normalisierungsstrategien*, die sie im Sinne der Lehrerin umsetzen sollen, nur falsch machen. Und genau dadurch, daß die Eltern von Fritz nach dem Anruf der Lehrerin hilflos und verunsichert sind, hat der Normalisierungsdiskurs bereits seine Macht bewiesen: Durch die Behauptung einer *Norm*, die aber inhaltlich nicht weiter konkretisiert wird, werden die Abweichler und die Störer zur *Ordnung* gerufen, während die im Normbereich Verbliebenen permanent Angst haben müssen, die Grenzen dieser Ordnung zu überschreiten. Und je mehr die sich normal Wählenden Angst haben vor möglicher Abweichung und Störung, um so mehr werden sie darauf beharren, daß sie und nur sie als normal zu betrachten sind und die Abweichler als unnormal.

So kann es sein, daß Eltern sich vor allem deshalb normale Kinder, die alles richtig machen, wünschen, weil sie im Grunde panische Angst davor haben, in eine *Normalisierungsfalle* zu tappen, auch wenn sie im Alltagsverstand wissen, daß eigentlich niemand wirklich normal ist. Hilfreich zum Erkennen dieser Problematik sind keine Ratgeber (diese sind ja nichts anderes als Regelwerke zur Generierung von Normen und Abweichungen), sondern Reflexionen zu den ideologischen Grundmechanismen des Normalisierungsdiskurses. Der entscheidende ideologische Grundmechanismus „auf diesem Feld ist die Vereignschaftung“ (Haug, 1986, S.87), bei der vielfältig interpretierbare Situationen die „Eigenschaft einer inneren Substanz“ (ebd.) einer Person annehmen. Die Vereignschaftung hat mehrere Funktionen: „Sie reduziert eine widersprüchliche und vielfältige Lebens-Anordnung auf wenige, scheinbar klare Verhaltenseigenschaften desjenigen, der beraten/therapiert werden soll. Diese Reduktion gewährleistet zudem die Zuständigkeit eines Psychologen, dessen Aufgabe ja gerade die Änderung menschlichen Verhaltens ist“ (Weber, 2001b, S.328).

5. Exkurs: Die Ordnung und ihre Grenzen

Ein Ratschlag ist dadurch definiert, daß man ihn ablehnen kann. Oder: Wer Ratschläge gibt, die nicht abzulehnen sind, sollte lieber gleich Befehle erteilen.

(Morus Markard)

In fast allen Erziehungsratgebern findet sich der Ratschlag, Kindern – egal welchen Alters – deren Grenzen rechtzeitig aufzuzeigen. Nur dadurch könnten sie entscheidende Dinge für das Leben und Überleben in unserer gesellschaftlichen Ordnung erlernen. Hinter der Behauptung, Kinder bräuchten Grenzen für ihr eigenes Wohl, versteckt sich – uneingestanden – das Arrangement der Eltern mit der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, die den Staatsbürgern eben abverlangt, gewisse Grenzen einzuhalten. So sollen die Menschen in unserem Staat keine Gewalt ausüben, sie sollen ökonomische und soziale Veränderungen als naturgegeben hinnehmen, ebenso wie sie die natürliche Ordnung der Dinge akzeptieren sollen, welche vorsieht, daß es kluge und dumme Kinder, häßliche und schöne Menschen gibt, genauso wie böse und gute Menschen und Staaten.

Daß – was die Grenze der Gewaltanwendung betrifft – die BRD als Staat die nationalen Grenzen anderer Länder überschreitet, um dort in Angriffskriegen Menschen zu töten (was, milde ausgedrückt, nichts anderes ist als eine Form der körperlichen Grenzüberschreitung mit Todesfolge), ist lediglich eine Folge des guten Kampfes um Menschenrechte gegen den bösen Terrorismus. Dieser bedroht nämlich unsere gerechte *Ordnung*: die Wirtschaftsordnung, die Sozialordnung und das *ordentliche* Zusammenleben der zivilisierten Völker und Menschen.

Der Begriff der *Ordnung* war auch im faschistischen Erziehungsdiskurs, in dem es darum ging, daß sich die Individuen in relativer Freiwilligkeit der Herrschaftsordnung unterstellten, zentral. Die bestehende Ordnung – ob die des Elternhauses, die des Kindergartens, die der Schule oder die des Staats – mußte als solche von Kindern wie von Eltern anerkannt werden. Fragen der Kinder (und auch Erwachsener) nach dem Entstehen solcher Ordnungen und damit nach deren Veränderbarkeit, Fragen nach dem Sinn und Unsinn von Regeln und Vorschriften in solchen Ordnungseinheiten, waren im deutschen Faschismus Anzeichen für individuelles Versagen der Kinder und damit Ergebnis mangelnder elterlicher Erziehung zum Ordnungssinn. Aus diesem Grund ist die *Ordnungserziehung* in einem 1940 erschienenem Aufsatz der Entwicklungspsychologin Hildegard Hetzer an erster Stelle genannt, wenn es um die wichtigsten Erziehungsmaßnahmen im ersten Lebensjahr des Kindes, die *Einhaltung der Ordnung*, geht:

Zu den durchzuführenden Erziehungsmaßnahmen gehört neben der Entwöhnung von der Mutterbrust und der Erziehung zur Reinlichkeit die schon besprochenen Erziehung zur Einhaltung der Ordnung. (Hetzer, 1940, S.20)

Im Ordnungs-Begriff bündeln sich damals wie heute die gegen das Kind zu organisierenden Zwangsmaßnahmen, die dafür sorgen, daß das Kind später, wenn es aus der Familie geht, die „große Ordnung“ (Brecht) bedingungslos anerkennt. Eine Ordnung und ihre Grenzen einzuhalten, ist in dieser ideologischen Anordnung dann unumgänglich, wenn sie von Natur aus *so* und nicht anders für den Menschen vorgesehen ist. Denn jede Störung dieser Ordnung bilde sich parallel in der Störung kindlichen Verhaltens ab. Hetzer formulierte diesen Zusammenhang zwischen *allgemeiner Ordnung und individueller Ordentlichkeit* im Jahr 1940 als Warnung an die ErzieherInnen:

Es ist daher verständlich, daß sich das Kind der Tageseinteilung, die wir ihm vorschreiben, so schnell fügen lernt und daß es umgekehrt *dort, wo wir in den ersten Lebenstagen durch Unregelmäßigkeit die von Natur aus vorgesehene Ordnung zerstören, derart aus der Ordnung gebracht wird, daß es nur schwer gelingt, es später wieder an Regelmäßigkeit zu gewöhnen.* (ebd. S.17/18)

Überlegungen, für *welche* Ordnung Kinder erzogen werden sollen, geht Hetzer in ihrem populären Text selten nach (vgl. Weber, 2001a). Wenn, dann finden sich solche Anspielungen auf die „nationalsozialistische“ Gemeinschaft und den faschistischen Staat lediglich in den Vorworten ihrer Ratgeber-Broschüren oder in ihren wissenschaftlichen Texten. Bei der Durchsicht heutiger Ratgeberliteratur fällt auf, daß deren Erziehungstips ebenfalls völlig unabhängig vom gesellschaftlichen Kontext funktionieren sollen. Insofern sind sie inhaltlich kaum von Ratgebern aus der Nazi-Zeit zu unterscheiden. Damals wie heute geht es darum, daß Kindern Grenzen gesetzt werden sollen im Sinne einer Ordnung, deren Grundlagen sie selbst nicht hinterfragen und auch kaum bestimmen können. Für Kinder, denen Grenzen unverständlich bleiben und Ordnung als Zwang zur Einordnung erscheint, mag deshalb Unordnung und Schlampererei eine eigenwillige Überlebensstrategie sein nach dem Motto: „Wo Ordnung eine Methode von Herrschaft ist, kann Unordnung zum Raum werden, in dem man als Mensch überlebt.“ (Haug, 2000, S.520)

6. Was tun? Alternativen zur Erziehung nach Maß

Christoph Spehr, ein Bremer Historiker und Forstwissenschaftler, hat seine von der Rosa-Luxemburg-Stiftung preisgekrönte Streitschrift zur „freien Kooperation“ unter Menschen mit einer Erziehungsgeschichte begonnen, die ich abschließend vorstellen will:

In einer Hütte lebten drei Bären. Die großen Bären haben alles im Griff und wissen, wo es langgeht; aber der kleine Bär ist uneinsichtig und eigensinnig

Die großen Bären nennen ihn das ‚Prinzchen‘. Wenn die großen Bären ihn rufen, sagt der kleine Bär ‚Nein‘ und kommt, sobald es ihm paßt. Er will keine Suppe essen, obwohl die gesund ist und gut schmeckt, sondern lieber Schinken. Später, wenn die Suppe längst kalt ist, ißt er sie dann plötzlich. Zum Schlafen will er keinen Schlafanzug anziehen und möchte, daß das Licht brennt. Die großen Bären lassen dem kleinen seinen Willen, aber sie sind nicht zufrieden. Sie finden das nicht in Ordnung.

Die großen Bären gehen sich beim Bärentherapeuten Rat holen (ohne den kleinen Bär, versteht sich). Der Therapiebär sagt: ‚Na, kein Wunder! Ich will euch mal ein Bild malen‘. Dann malt er ein Bild, auf dem der kleine Bär eine Krone trägt und die großen Bären vor ihm auf den Knien liegen. ‚Genauso seid ihr‘, sagt der Therapiebär. ‚Hängt das Bild zu Hause auf, und es wird euch helfen‘.

Die großen Bären hängen das Bild zuhause auf. Als der kleine Bär das nächste Mal sagt: ‚Ich will jetzt nicht essen kommen!‘, sieht der eine große Bär das Bild an und sagt mit fester Stimme: ‚Prinzchen, du kommst jetzt sofort her, oder du gehst ins Bett!‘ Das schockiert den kleinen Bär. Der andere Bär will den kleinen Bär schon fragen, ob er lieber was anderes essen will, da sieht er das Bild an der Wand und sagt: ‚Basta- Wenn dir das hier nicht schmeckt – ab ins Bett‘. Im Bett heult der kleine Bär, weil er das Licht anhaben will. Aber niemand kümmert sich drum. Nach einer Weile bettelt der kleine Bär, daß er wenigstens einen Gutenachtkuß haben will, sonst gar nichts. Den kriegt er dann. Die großen Bären sind jetzt wieder sehr zärtlich und freundlich.

Die großen Bären sehen auf das Bild an der Wand, und sie sehen, wie sich das magische Bild des Therapiebärs langsam verändert: Die Krone des kleinen Bären verschwindet, und die großen Bären richten sich auf. Es siehst fast so aus, als ob der kleine Bär lächelt.

So ist es gut! (Spehr 2001, S.5)

Diese Geschichte wurde von Christoph Spehr nicht erfunden. Sie ist dem Kindermagazin „Hoppla“ des Weltbild-Verlags entnommen und spiegelt die Propaganda wider, die tagtäglich in wissenschaftlichen Abhandlungen ebenso wie in gutgemeinten Ratgebern dazu führt, daß Kinder behandelt werden wie Hunde, die abgerichtet, oder wie Pferde, die dressiert werden sollen. Die heimlichen Botschaften dieser Geschichte für Eltern lauten:

1. Elterliche Macht, wenn sie in Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Ordnung und damit im Rahmen der herrschenden Normalitätsvorstellungen ausgeübt wird, ist gar *keine Macht*, sondern das gute *Recht* der Eltern.
2. Eltern haben, wenn sie festgestellt haben, daß ihr Kind die Regeln verletzt, das Recht, das Kind zu denunzieren. Dessen Eigensinn wird zur Tyrannei gegen Eltern umgedeutet, damit diese sich in der Rolle des Opfers einerseits bedauern lassen und andererseits begründen

- können, wieso ihnen das Recht zusteht, die Macht des Tyrannen zu brechen.
3. Das Zusammenleben zwischen Kindern und Eltern darf auf keinen Fall etwas mit Konflikt, mit Streiten, mit unlösbaren Problemen zu tun haben. Nicht die beteiligten Personen handeln im Rahmen selbstgesetzter Regeln die Lösungen ihrer Probleme aus, sondern vorhandene, scheinbar vernünftige Prinzipien und Regeln müssen eingehalten werden. Wer diese nicht in Frage zu stellenden Regeln nicht einhalten will, wird wie ein Feind behandelt.
 4. Es gibt Fragen, die dürfen nicht gestellt werden; weder vom Kind noch von den Eltern. Sie zu stellen, könnte bedeuten, daß Kinder und Eltern je für sich merken würden, daß etwas faul ist an dem, was ihnen der Therapeutenbär geraten hat, daß etwas nicht stimmt mit den Regeln und Prinzipien oder gar mit der Gesellschaft, in der sie gelten.

Einige dieser Fragen, die nicht nur Christoph Spehrs Geschichte betreffen, sondern jedes Zusammenleben von Kindern und Eltern und letztlich das Zusammenleben von Menschen auf dieser Erde, sollen nun gestellt werden. Die Antworten können in freier Kooperation von Eltern, PsychologInnen, PädagogInnen und Kindern diskutiert werden:

- Woher nehmen die alten Bären das Recht, dem kleinen Bären zu sagen, wann er ins Bett zu gehen hat und ob er dabei Licht braucht?
- Wieso werden sie dadurch zu seinen Untertanen, daß er beim Essen persönliche Vorlieben hat?
- Wem schadet er, weil er seine Suppe nicht essen will, und wieso freuen sie sich nicht, wenn er sie später doch essen will?
- Wer stellt mehr Zumutungen an die anderen: der kleine Bär, dessen Zumutungen immer auffallen? Oder die alten Bären und ihre Welt mit unzähligen Regeln, Normen und Anforderungen, die letztlich vom kleinen Bären verlangen, daß er sich einfügt und die Welt akzeptiert, wie sie ist?
- Wer hat eigentlich wirklich die Macht? Der kleine Bär, der in eine Welt nachkommt, die ihm von anderen vorgesetzt wird, oder die alten Bären, denen diese Welt gehört, die darüber verfügen, die sich selber Essen machen können und die keine Angst im Dunkeln haben?

Literaturverzeichnis

- Auernheimer, G. (1998). Erziehung. In: W.F. Haug (Hg.), *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd.3* (Sp. 831-839). Berlin/Hamburg: Argument.
- Bastine, R. H. E. (1998). *Klinische Psychologie, Bd. 1*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Brecht, B. (1967). *Flüchtlingsgespräche*. Gesammelte Werke, Band 14. (1381-1515). Frankfurt: Suhrkamp.
- Comer, R. J. (1995). *Klinische Psychologie*. Heidelberg: Spectrum.

- Corboz, R. J. (1988). Psychische Störungen bei organischen Hirnschädigungen. In: K.P. Kisker (Hg.), *Psychiatrie der Gegenwart Bd. 7: Kinder- und Jugendpsychiatrie* (119-147). Berlin/Heidelberg: Springer.
- Davison, G. C. & Neale, J. M. (1998). *Klinische Psychologie*. Weinheim: PVU Beltz.
- Evangelium nach Matthäus. In: *Neue Jerusalem Bibel*. (1995). Freiburg: Herder.
- Haug, W. F. (1986). *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologiekritik der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitik im deutschen Faschismus*. Berlin: Argument.
- Haug, F. (2000). Brechts Flüchtlingsgespräche als Lernanordnung. *Das Argument*, 237, 517-532.
- Haug, F. (2001). Hausfrau. In: W.F. Haug (Hg.), *Historisch Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd.5* (Sp. 1196-1209). Hamburg: Argument.
- Hetzer, H. (1940). *Seelische Hygiene und lebensstüchtige Kinder. Richtlinien für die Erziehung im Kleinkindalter*. Lindau: Verlag Kleine Kinder.
- Holzcamp, K. (1980). Was heißt „normale“ Entwicklung der Persönlichkeit? *Das Argument*, 123, 650-657.
- Lauth, Gerhard (1998). Lernstörungen. In: U. Baumann & M. Perrez (Hg.), *Lehrbuch Klinische Psychologie – Psychotherapie* (606-636). Bern/Göttingen: Huber.
- Markard, M. (1984). *Einstellung – Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzepts*. Frankfurt: Campus.
- Möller, H.-J. (1998). Probleme der psychiatrischen Klassifikation und Diagnostik. In: H. Reinecker (Hg.), *Lehrbuch der Klinischen Psychologie. Modelle psychischer Störungen* (3-24). Bern/Göttingen: Huber.
- Schulte, Dietmar (1998). Psychische Gesundheit, psychische Krankheit, psychische Störung. In: U. Baumann & M. Perrez (Hg.), *Lehrbuch Klinische Psychologie – Psychotherapie* (19-32). Bern/Göttingen: Hans Huber.
- Spehr, C. (2001). *Gleicher als Andere. Eine Grundlegung der freien Kooperation*. Berlin.
- Tölle, Rainer (1985). *Psychiatrie*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Tretzel, Annette (1993). *Wege zum „rechten Leben“: Selbst- und Weltdeutungen in Lebenshilferatgebern*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Weber, Klaus (2001). Klinische Psychologie. In: ders. & H. Keupp (Hg.), *Psychologie. Ein Grundkurs* (95-113). Bern/Göttingen: Hans Huber.
- Weber, Klaus (2001a). Faschismus und Faschisierung. Über die Abgründe der deutschen Psychologie – Eine Studie zu Hildegard Hetzer. In: C.K. Alsop (Hg.), *Grenzgängerin. Bridges between disciplines. Festschrift für Irmgard Staebble* (58-76). Heidelberg: Asanger.
- Weber, Klaus (2001b). Interventionsmethoden. In: ders. & H. Keupp (Hg.), *Psychologie. Ein Grundkurs* (322-330). Reinbek: Rowohlt.